

---

*Frode Ulvund*, Religious Otherness and National Identity in Scandinavia, c. 1790–1960. The Construction of Jews, Mormons, and Jesuits as Anti-Citizens and Enemies of Society. (Religious Minorities in the North, Vol. 2.) Berlin/Boston, De Gruyter 2020. X, 310 S., € 79,95. // DOI 10.1515/hzhz-2022-1382

---

Ralph Tuchtenhagen, Berlin

Bei der vorliegenden Monographie handelt es sich um die englische Übersetzung des 2017 erschienenen norwegischsprachigen Originaltextes des Bergener Neuzeithistorikers (Nasjonens antiborgere. Forestillinger om religiøse minoriteter som samfunnsfiender i Norge, ca. 1814–1964, Oslo 2017; übers. v. Adam King). Ulvund untersucht darin die Stigmatisierung von Juden, Mormonen und Jesuiten im Rahmen eines konstatierten skandinavischen „religiösen Nationalismus“ (S. 14). Dessen Hintergrund bildete die Tatsache, dass die Lutherischen Kirchen sowohl im Dänischen und Schwedischen wie auch (seit 1814) im Norwegischen Reich jeweils Staats- und Nationalkirchen bildeten und jede Relativierung einer Kongruenz von Staat, Nation und Kirche als Bedrohung der nationalstaatskirchlichen Einheit aufgefasst wurde. Als Anfangspunkt seiner Untersuchung wählt Ulvund die Zeit der ersten religiösen Toleranzgesetze Ende des 18., als Endpunkt die offiziellen Kodifizierungen der Religionsfreiheit Mitte des 20. Jahrhunderts. Während also die Fragestellung, der Zusammenhang von Staat, Nation und Kirche und seine Bedrohungen, klar umrissen ist, bleibt uns Ulvund einen kritischen Forschungsbericht leider schuldig. Dies ist misslich, denn er hat für seine Untersuchung eine überwältigende Menge von Quellen und Literatur zusammengetragen, die man angesichts seines transnationalen Ansatzes und der damit verbundenen sprachlichen und nationalhistoriographischen Herausforderungen gerne ein wenig eingeordnet bekommen hätte.

Judentum, Mormonen und Jesuiten standen in Skandinavien gleichermaßen für Inter- wie Anationalität. Sie stellten auf diese Weise sowohl den sich vollziehenden

Wandel vom Untertanen- zum Staatsbürgerbewusstsein als auch die jeweiligen nationalen Selbstfindungsprozesse in Frage: Sie galten als Feinde der „Nation“ – vor allem in Schweden und Norwegen, weniger in Dänemark, wo das Grundgesetz Religionsfreiheit bereits 1849 garantierte. Um das Ideal des national verlässlichen und verantwortungsvollen Mit- und Staatsbürgers erreichen zu können, gehörten zur „Nation“ laut Ulvund eine nationale und moralische Bildung. Juden, Mormonen und Jesuiten aber standen diesem Ideal diametral entgegen. In den Augen ihrer Gegner unterminierten sie die Erziehung zu nationalen und staatsbürgerlichen Werten, sie galten als subversiv und perfide, und ihre Loyalität gegenüber der „Nation“ erschien mehr als zweifelhaft. So sahen es zahlreiche Vertreter der hohen Politik und Staatsbürokratie, aber auch der Publizistik, sozialer Institutionen, Kirchen und Universitäten – und dies, obwohl Jesuiten und Juden in der untersuchten Periode zumindest in Norwegen gar nicht leben durften. Interessant sind auch Unterschiede zwischen den Feindbildern. Während Jesuiten im protestantischen Denken seit dem Reformationszeitalter eine Rolle als Avantgarde des „Antichristen“ spielten und Mormonen mit ihrer intensiven Missionstätigkeit die Ruhe lutherischer Selbstzufriedenheit störten, wurden Juden gar nicht unter religiösen Prämissen wahrgenommen. Es waren vielmehr ihre kulturelle und soziale Isolation und Fremdheit, die in den protestantisch geprägten Gesellschaften zu Phobien und Abwehrreaktionen führten.

Es bleibt Ulvunds Verdienst, die Dialektik von Staatskirchentum und Nationalismus einerseits und der Stigmatisierung von Juden, Mormonen und Jesuiten andererseits aus dem diskursiven Dschungel des nationalbewegten Zeitalters herauspräpariert zu haben. Freilich hätte er auch andere stigmatisierte Religionsgemeinschaften behandeln können – insbesondere die zahlreichen Freikirchen amerikanischer oder autochthoner Provenienz, die in Skandinavien während des untersuchten Zeitraums den Höhepunkt ihrer gesellschaftlichen Wirkung erlebten. Ulvund verrät uns nicht, warum er sich ausgerechnet mit den genannten nichtprotestantischen Denominationen beschäftigt hat. Möglicherweise waren sie deutlicher als Feindbilder zu identifizieren als die neuprotestantischen Bekenntnisse.

Schade ist auch, dass Ulvund Finnland, dessen Lutherische Kirche bis heute die Tradition der Schwedischen Staatskirche fortsetzt, nicht in die Untersuchung miteinbezogen hat. Finnland war bis 1809 Teil des Königreiches Schweden. Dass es danach als Großfürstentum unter zarischer Oberherrschaft weiterexistierte, bedeutete keineswegs, dass es die schwedischen Kirchengesetze und das lutherische Staatskir-

chentum verlor. In diesem Zusammenhang hätte man gerne erfahren, ob Juden, Mormonen und Jesuiten in Finnland ebenfalls als Feindbilder diskutiert wurden und welche Rolle die Russische Orthodoxie, die ab 1809 offiziell zugelassen war, im Rahmen des finnländischen nationalen Selbstfindungsprozesses spielte.

Es steht zu hoffen, dass sich andere Forscher von Ulvunds Untersuchung inspirieren lassen und die genannten Aspekte ergänzen. Darüber hinaus ließe sich das Thema auch in einem größeren zeitlichen Rahmen interpretieren. Antijesuitismus gab es Skandinavien schon seit dem 16. Jahrhundert, Antisemitismus und Antijudaismus sind noch weit älter.

---

*Wilhelm Schmidt-Biggemann*, *Der Dämon des 19. Jahrhunderts. Anatomie eines überforderten Säkulum*. Stuttgart-Bad Cannstatt, frommann-holzboog 2021. 400 S., € 26,-. // DOI 10.1515/hzhz-2022-1383

---

Hans-Christof Kraus, Passau

Der Verfasser lehrte bis zu seiner Emeritierung jahrzehntelang Philosophiegeschichte an der FU Berlin; er gilt zu Recht als hoch angesehener und vielfach ausgewiesener Spezialist für mittelalterliche und frühneuzeitliche Geistesgeschichte mit sehr langer Publikationsliste. Sein neuestes Buch jedoch hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Laut Verlagswerbung und Umschlagtext soll es nichts Geringeres darstellen als „eine Abrechnung mit dem 19. Jahrhundert“ – aber um es gleich vorwegzunehmen: Das ist es natürlich nicht und kann es auch gar nicht sein. Die zentrale These wird gleich zu Beginn entwickelt; sie lautet auf die knappste mögliche Form gebracht: Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts vollzieht sich als Reaktion auf die Krise des spätaufklärerischen Denkens der Zerfall oder die wissenschaftliche Dekonstruktion des traditionellen Weltbildes einer „*philosophia perennis*“. Das bedeutet, die Weltgeschichte ist nicht mehr geordnete, Orientierung vermittelnde Heilsgeschichte, das menschliche Leben ist nicht mehr eingeeht in ein festes, transzendental vermitteltes und abgesichertes Sinn- und Wertesystem, sondern die historische Entwicklung wird nunmehr „naturdynamisch“ aufgefasst, unter dem Einfluss der neuen „Geobiologie“ und der Sprachwissenschaft auf Naturgesetze bezogen und schließlich anthropologisch-rassenbiologisch neu definiert. Die Strukturmerkmale des vormodernen Denkens – der Verfasser nennt vor allem Monotheismus, Transzendenz und Heilsgeschichte – werden von den Vertretern eines radi-